

Bericht des Instituts zur Situation der Ökumene im Jahr 2005

Von Prof. Dr. Wolfgang Thönissen

(Vorgetragen während der Tagung des Wissenschaftlichen Beirates des Johann-Adam-Möhler-Instituts am 29. März 2006)

1. Einleitung

Angesichts sehr unterschiedlicher Entwicklungen in der weltweiten, aber auch in der deutschen Ökumene fällt es heute schwerer als früher, den Jahresbericht unter ein einheitliches Motto zu bringen. Unterschiedliche Hinweise lassen eine solche Sicht leider nicht mehr zu. Der offenkundig gewordene innerevangelische Streit über Amt, Ordination und Beauftragung lässt den ökumenischen Partner ratlos zurück. In der Frage des kirchlichen Amtes gibt es offenbar keine substantiellen Fortschritte mehr. Aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen, der vor kurzem seine Vollversammlung in Brasilien abhielt, kommen schon seit längerer Zeit keine Impulse mehr. Seine Vollversammlungen haben sich zu internationalen Kirchentagen entwickelt. Die Frage, die den Ökumenischen Rat seit seiner Entstehung umtrieb, scheint verschwunden zu sein. Auch die jetzt nicht mehr zustande kommende ökumenische Einheitsübersetzung lässt alle Beteiligten desillusioniert zurück. Wo stehen wir heute im ökumenischen Dialog nach über 40 Jahren? Sollten wir nicht eher ein Moratorium für den ökumenischen Dialog fordern, wie dies manche Ökumeniker vorschlagen?

Doch lassen sich auch Hinweise auf Fortschritte entdecken. Der orthodox-katholische Dialog wird im Herbst des Jahres 2006 nach einer langen Zeit der Unterbrechung wieder fortgesetzt. Auch die auf Initiative des Möhler-Instituts zustande gekommene internationale orthodox-katholisch Arbeitsgruppe St. Irenäus gibt Hoffnung, dass der orthodox-katholische Dialog fortgeführt werden kann. Auch erzielte der anglikanisch-katholische Dialog in den letzten Jahren hochinteressante Dokumente, so u.a. ein Dokument über Maria und ihre Stellung im Heilswerk, ein Dokument, das sich die Methode des differenzierten Konsenses zu Eigen gemacht hatte. Auch atmosphärisch betrachtet läuft es im lutherisch-katholischen Dialog derzeit wohl offensichtlich nicht so schlecht. Die Veröffentlichung eines neuen Dokumentes über das Bischofsamt und die apostolische Sukzession steht unmittelbar bevor.

Wozu überhaupt noch Ökumene betreiben? Sind der evangelische und der katholische Weg, wie jüngst ausgeführt wurde, tatsächlich zwei so unterschiedliche Wege, Christ zu sein? Unterscheiden sich Katholiken und Protestanten tatsächlich in grundlegenden Fragen des christlichen Glaubens? Will man, wie kürzlich geschehen, die Unterscheidung zwischen Katholiken und Protestanten etwa an ihrer Einstellung zu Demokratie und Aufklärung festmachen? Haben wir überhaupt noch guten Grund, ökumenisch gesinnt zu bleiben? Fragen, auf die es heute keine plausiblen und schnellen Antworten mehr gibt.

2. Der Pontifikatswechsel

Große ökumenische Aufmerksamkeit gewann das Sterben Johannes Pauls II. Der Tod des Papstes hat auch viele evangelische Christen Anteil nehmen lassen. Auch hat die Wahl von Papst Benedikt XVI. großes Interesse gefunden. Das alles ist erfreulich. Äußerst bemerkenswert war die Beteiligung der Verantwortlichen der weltweiten christlichen Kirchen und Gemeinschaften bei der Beisetzung von Papst Johannes Paul II. in Rom. Die dort zutage getretene Gemeinsamkeit schien wie eine große Vorschau die Zukunft des ökumenischen Miteinanders vorzuzeichnen. So richten sich denn nun alle Erwartungen auf den neuen Papst, der von Anfang an klar gemacht hat, dass die Ökumene und das ökumenische Miteinander seine höchste Aufmerksamkeit erfordere. Ein kleiner Vorgeschmack dafür war die anlässlich des Weltjugendtages in Köln zustande gekommene Begegnung mit Vertretern der EKD, der Orthodoxen Kirchen und Vertretern der ACK. Ich denke, dass es gelungen ist, die Bedeutung der Ökumene für das kirchliche Handeln im 21. Jahrhundert deutlich zu machen. Dennoch hat auch diese Begegnung zu Irritationen geführt, worüber der Vorsitzende des Rates der EKD, Bischof Huber, Auskunft gegeben hat. Alles in allem bleibt abzuwarten, welche Initiativen Papst Benedikt XVI. entwickeln kann.

3. Die Amtsfrage in der Zerreißprobe

Kein Zweifel ist mehr möglich, und darauf hat die Zeitschrift *Kerygma und Dogma* besonders hingewiesen, die Amtsfrage ist in einer strittigen, vor allem innerevangelischen Debatte. Ausgelöst wurde diese Frage durch das von der VELKD in Auftrag gegebene Papier über Amt, Ordination und Beauftragung, das der uneinheitlichen Praxis bezüglich Ordination und Beauftragung von Vikaren und Prädikanten in Deutschland Leitlinien zur Ordnung vorgeben sollte. Stattdessen ist dieser Versuch einer Vereinheitlichung der unterschiedlichen Praxis zu einem veritablen innerprotestantischen Streit geraten. Die Vehemenz, mit der lutherisch gesinnte Theologen auf die sich scheinbar durchsetzende größere Pluralität in der Amtsfrage reagieren, erinnert fast schon an einen reformatorischen Streit. Aufhorchen lassen muss hier die Aussage von Altbischof Gerhard Müller, der im Blick auf die These, dass Luther die Amtsfrage auf das Thema des Priestertums aller Gläubigen konzentriert habe, als unevangelisch, unbiblich und unreformatorisch charakterisierte. Ohne diesen Streit von unserer Seite aus überhaupt bewerten zu wollen, scheint erforderlich, auf die in den letzten Jahren doch immerhin sichtbar gewordene Konvergenz in der Amtsfrage hinzuweisen. Es ist sinnvoll, diese Konvergenz wieder ins Bewusstsein zu rufen, nämlich: Christus selbst hat in der Kirche ein der Kirche übertragenes Amt eingesetzt (*institutum ecclesiasticum*), das zweitens in verschiedenen Ordnungen seit alters her ausgeübt wird. Diese vom Zweiten Vatikanischen Konzil vorgetragene Auffassung hat sich in verschiedenen ökumenischen Dokumenten in je anderer sprachlicher Fassung durchgesetzt und durchgehalten. Sie lässt jedenfalls Spielraum, die je unterschiedlichen Ausprägungen zumindest im Blick auf einen sich durchhaltenden Grundkonsens zu markieren. Hier hatte das Lima-Dokument eine Formulierung gefunden, an der sich der Ökumenische Dialog festmachen lässt: Das Amt steht nicht nur in der Gemeinde und ist in ihr verankert, sondern auch der Gemeinde gegenüber. Die Formel vom ‚in und gegenüber‘ ließ wie in einem Brennpunkt die unterschiedlichen konfessionellen Positionen zumindest in ihrem ausschließlichen Charakter als überholt erscheinen. Wenn nicht alles täuscht, ist dieser sich abzeichnende Konsens

infrage gestellt. Was dies für die bereits in Bearbeitung befindlichen Papiere über die Frage des Bischofsamtes bedeutet, kann man derzeit nur erahnen.

Gefragt, uns zu dieser Frage zu äußern, hat auch das Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik eine Stellungnahme zur zweiten Fassung des von der VELKD erarbeiteten Papiers zu Amt, Ordination und Beauftragung verfasst. Wir werden zu gegebener Zeit über diese Frage noch diskutieren müssen.

4. Differenzen zwischen weltweiter und nationaler Ökumene?

Wer Gelegenheit hatte, in den letzten Jahren an verschiedenen internationalen oder zwischen-nationalen ökumenischen Konferenzen teilzunehmen, dem konnte nicht verborgen bleiben, dass sich zwischen dem weltweiten Luthertum in seinen verschiedenen nationalen Spielarten und dem Luthertum in Deutschland eine tiefe Kluft abzeichnete. Bei einer Tagung mit lutherischen Theologen aus Finnland ist mir diese Beobachtung bereits zu einer Art von Gewissheit geworden. Die Weise, in der sich europäisch lutherische Theologen kritisch mit ökumenischen Entwicklungen der lutherischen Kirche in Deutschland auseinandergesetzt haben, lässt den Schluss zu, dass sich hier größere Divergenzen abzuzeichnen beginnen. Dazu kommen auch die Debatten über Strukturfragen zur künftigen Gestalt der Evangelischen Kirche in Deutschland im Blick auf die konfessionellen Vereinigungen. Natürlich hat die VELKD in einem diesbezüglichen Vertrag festgehalten, dass ihr in Zukunft ein Prüfungs-, Gestaltungs- und Initiativrecht bleibt, aber auszuschließen ist nicht, dass die zunächst nur örtlich vollzogene Integration der VELKD in die Struktur der EKD nicht letztlich auch zu deren Verschwinden beiträgt. Von Seiten der VELKD wird im Rahmen einer Zwischenbilanz die Vereinbarung als Verbindungsmodell bezeichnet, damit soll jedenfalls die VELKD als konfessionell erkennbare Struktur erhalten bleiben. In dieser Richtung lagen auch die Berichte des leitenden Bischofs der VELKD, Bischof Knuth, der deutlich gemacht hat, dass es nicht ein einheitliches evangelisches Profil gebe, sondern nur evangelische Profile. Immer stärker wird erkennbar, dass das Wort evangelisch ersetzt wird durch die Kennzeichnung und Charakterisierung des Protestantischen. Ohne dieser Entwicklung fundamentaltheologische Bedeutung beizumessen, ist aber schon seit Jahren nicht mehr zu übersehen, dass im Zusammenhang der Ausdehnung der Leuenberger Kirchengemeinschaft auf eine stärkere Vereinheitlichung des Protestantismus in Deutschland und in Mitteleuropa hingearbeitet wird. Diese Entwicklung geht unserer Beobachtung nach allerdings eindeutig auf Kosten der konfessionellen Herkunft bzw. der durch das Bekenntnis geprägten Tradition. Verbindet man diese protestantische Profilbildung dann auch mit Charakterisierungen zur kulturellen Kompetenz, so wird erst recht die Frage virulent, welche ökumenische Verbindung daraus noch zu schlagen wäre. Natürlich ist der Pluralismus der Gesellschaften in Europa eine starke Herausforderung für den christlichen Glauben und die christliche Kirche, natürlich ist anzuerkennen, dass der Pluralismus, wenn er Antwort aus christlicher Überzeugung verlangt, sowohl ernst genommen wie kritisch betrachtet werden muss, aber ob man so weit gehen muss, den Pluralismus als ein Markenzeichen des Protestantismus zu bezeichnen, um darunter alle Entwicklungen innerhalb der evangelischen Landeskirchen zu subsumieren, ist doch eher als eine bedenkliche Entwicklung zu kennzeichnen. Dazu passt dann schließlich auch die Beobachtung, dass eine beträchtliche Zahl der akademischen Arbeiten an deutschen evangelischen Fakultäten sich in den letzten Jahrzehnten mehr

und mehr von der Beschäftigung mit der dialektischen Theologie, hier insbesondere mit der Theologie Karl Barths, ab und der Theologie des 19. Jahrhunderts zuwendet. Auch das lässt ein neues Schlaglicht auf den Zustand des evangelisch-katholischen Gesprächs werfen. Es sei nur daran erinnert, dass der Beginn dieses Gespräches in Deutschland seit den 1930er-Jahren möglich geworden war, weil die Erneuerung der evangelischen Theologie durch die dialektische Theologie Karl Barths wesentlich zu einer Verständigung beigetragen hat. Müssen wird daher die Abkehr von der Theologie Karl Barths zugleich als eine Abkehr von dieser ökumenischen Verständigung lesen? Vieles deutet auf einen Perspektivenwechsel in der protestantischen Theologie der Gegenwart hin.

5. Einheitsübersetzung

Hatte sich in den letzten Jahrzehnten die Einheitsübersetzung zumindest in der Ökumene am Ort als eine mögliche gemeinsame Übersetzung der Heiligen Schrift, insbesondere der neutestamentlichen Schriften, durchgesetzt, freilich ohne die Lutherübersetzung beiseite zu stellen, so scheint sich auch hier der Konsens durch die Absage der Evangelischen Kirche in Deutschland, an einer Neubearbeitung der Einheitsübersetzung mitzuarbeiten, langsam aufzulösen. Ohne an dieser Stelle auf die Frage der Berechtigung der Kritik an den Vorgaben für die Übersetzung des Neuen Testaments aus der Ursprache einzugehen, scheinen mir allerdings nicht alle Türen durch das römische Dokument *Liturgiam Authenticam* (2001) zugeschlagen zu sein, vielmehr beruht die Absage wohl auch auf anderen Gründen. Offenbar überwiegt derzeit wieder stärker eine antirömische Grundhaltung. Dies soll nicht heißen, dass nicht auch auf katholischer Seite Fehler gemacht worden sind, die zu diesem eher betrüblichen Schluss geführt haben. Insgesamt: Es muss bedauert werden, dass es nicht gelungen ist, die ökumenische Potenz einer einheitlichen Übersetzung der Heiligen Schrift in die deutsche Sprache gemeinsam auf den Weg zu bringen. Natürlich erbringt eine gemeinsame Übersetzung keinen Konsens in Lehr- und Glaubensfragen, aber sie ist ein untrügliches Zeichen für den Willen der Partner im Dialog, an diesen Fragen zu arbeiten.

Von dort aus betrachtet kann man nur kopfschüttelnd die Reaktionen zur Kenntnis nehmen, die von evangelischer Seite immer häufiger zu hören sind: Gegenseitige Anerkennung der Kirchen als Kirchen sei die unabdingbare Voraussetzung für alle weitergehenden Übereinkünfte. Gegenseitige Anerkennung der Evangelischen Kirche als Kirche sei auch die unabdingbare Voraussetzung für ein gemeinsames Abendmahl. Umgekehrt aber stellt sich durchaus die Frage, aufgrund welcher Voraussetzung denn eine solche gegenseitige Anerkennung überhaupt erst zu leisten sei, wenn die einzelnen Faktoren, die für eine solche Anerkennung sprechen, gar nicht erst gemeinsam eingeholt werden können. Ich sehe hier einen fundamentalen Dissens in der Bewertung grundlegender ökumenischer Fragen auftauchen. Offenbar sind wir wiederum bei der Grundfrage der Ökumene angekommen, was es überhaupt heißt, sichtbare Einheit anzustreben.

6. Der Dialog mit den Freikirchen

Das Johann-Adam-Möhler-Institut hat in den letzten Jahren – weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit – einen theologischen Dialog mit Vertretern evangelischer Frei-

kirchen, so weit sie zur Vereinigung Evangelischer Freikirchen gehören, auf den Weg gebracht. Wir können heute mit Dankbarkeit feststellen, dass unsere Initiative auf fruchtbaren Boden gefallen ist, ja dass das Interesse auf freikirchlicher Seite inzwischen spürbar gewachsen ist. Nicht nur die Zahl der an diesem Dialog teilnehmenden Freikirchen ist gewachsen, sondern auch der Wunsch, diesen Dialog auf Dauer fortzuführen. Begonnen hat das Gespräch mit Fragen der Rechtfertigung des Glaubens, fortgeführt wurde es mit der Frage der Taufe und der Stellung und Bedeutung der Heiligen Schrift im Leben und in der Lehre der Kirche. Nun soll in zwei Jahren das Gespräch mit dem Komplex der Kirchenfrage fortgeführt werden. Am Rande dieser Gespräche jedenfalls ist in Aussicht genommen worden, auch die Zusammenarbeit zwischen dem Institut und den Ausbildungseinrichtungen von Freikirchen zu intensivieren. Möglicherweise lassen sich daraus für die Zukunft auch gemeinsame akademische Projekte entwickeln. Keine Frage ist, dass auch wir Katholiken an Freikirchen und ihrem Leben Anteil nehmen, auch wir können lernen, wie Gemeinde gestaltet werden kann. Gerade die Fragen der Evangelisation und der Mission sind Fragen, die uns brennend interessieren.

7. Vierzigster Jahrestag der Aufhebung der gegenseitigen Exkommunikationen zwischen katholischer und orthodoxer Kirche

Im Miteinander von orthodoxer und katholischer Kirche ist es gelungen, am 7. Dezember 2005 in München an den vierzigsten Jahrestag eines Ereignisses zu erinnern, das zu den Grunddaten des ökumenischen Dialoges gehört. Ich spreche hier den gemeinsamen Akt der gegenseitigen Aufhebung der Exkommunikationen des Jahres 1054 an, welcher den Auftakt des orthodox-katholischen Dialoges auf Weltebene markiert. Die Veranstaltung in München kann als ein gutes Beispiel dafür dienen, den ökumenischen Dialog nicht nur auf akademischer und wissenschaftlicher Ebene, sondern auch auf der Ebene des symbolischen Handelns fortzuführen. Allen Beteiligten war klar, dass die Ausgangsbedingungen für eine gemeinsame Verständigung je neu eingeholt werden müssen. Insoweit strahlt dieses Ereignis auch auf die Wiederaufnahme des international orthodox-katholischen Dialogs aus. Offensichtlich scheint sich die Situation für neue Gespräche klar und deutlich verbessert zu haben, viele Zeichen für gemeinsame Begegnungen weisen ebenso darauf hin. Möglicherweise ist die Hoffnung, zu einer substantiellen Übereinstimmung mit den orthodoxen Kirchen zu kommen, nicht mehr ganz hoffnungslos.

8. Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils

2004 jährte sich die Veröffentlichung des Ökumenismusdekretes *Unitatis redintegratio* zum vierzigsten Male. Im Laufe des Jahres 2005 ist es gelungen, die Referate des im Jahre 2004 vom Institut abgehaltenen Symposions zu veröffentlichen. Dies soll hier nur dazu dienen, die mit diesem Symposion angesprochenen Fragen der Konzilsrezeption und der Konzilshermeneutik im Blick auf die ökumenische Frage erneut in den Vordergrund zu stellen. Papst Benedikt XVI. hat den letztjährigen Weihnachtsempfang dazu genutzt, in einer Ansprache an das Kardinalskollegium auf diese wichtige Frage der Konzilsrezeption und der Konzilshermeneutik hinzuweisen. Auch über 40 Jahre nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils ist von einer einheitlichen Konzilsinter-

pretation und der Rezeption seiner Ergebnisse nicht zu sprechen. Der Papst macht vor allen Dingen auf die beiden maßgeblichen Interpretationsschlüssel aufmerksam, einerseits die Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruches, andererseits die Hermeneutik der Reform. Das Problem dürfte sicher darin liegen, dass das Konzil die Lehre der Kirche vollständig und rein übermitteln, ohne Abschwächungen oder Entstellungen, sich zugleich aber auch den Herausforderungen der Moderne stellen wollte. Deshalb muss es darum gehen, eine bestimmte Wahrheit neu zu formulieren, neu über sie nachzudenken und auch neu in eine lebendige Beziehung zu ihr zu treten. Das Konzil musste verschiedene neue Verhältnisbestimmungen wagen, das Verhältnis zur Moderne, das Verhältnis zum Staat, das Verhältnis zu den Weltreligionen, das Verhältnis zu christlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die nicht katholisch sind, zu den nicht-christlichen Religionen, zu Staat und Gesellschaft. Solche Verhältnisbestimmungen neu zu ordnen, geht wohl offensichtlich nicht ohne Erneuerung und Vertiefung der kirchlichen Lehre. Ökumenisch betrachtet sind diese Probleme seit Jahren in der Diskussion. Wir haben in unserem Symposium deutlich genug herausgestellt, dass der Haken, an dem die ganze Ökumene hängt, die erneuerte Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils und mit ihr das Verständnis der Lehre des subsistit ist. Gerade in der Auseinandersetzung über das subsistit selbst, die derzeit im Gang ist, zeigt sich, wie stark das Zweite Vatikanische Konzil sich selbst immer noch in einer sehr kontroversen Rezeption befindet.

Ich spreche deshalb hier nochmals und wiederholt die Frage der historischen Konzilsforschung an. Wir gehen auf das nächste Jahr mit dem 50-jährigen Jubiläum des Johann-Adam-Möhler-Institutes zu, und wir haben uns hierfür die Frage der historischen Ökumenismusforschung vorgelegt. Wir können jetzt schon deutlich machen, dass die von uns für richtig befundene These, dass sich die katholische Kirche im Laufe des 20. Jahrhunderts die ökumenische Idee mehr und mehr unter dem Einfluss der stärker werdenden ökumenischen Bewegung zu Eigen gemacht hat, doch modifiziert werden muss. Wir können nämlich inzwischen nachweisen, dass Vertreter der katholischen Kirche schon im Ausgang der 1920er-Jahre maßgeblich an der Vorbereitung ökumenischer Konferenzen mitgewirkt haben. Deutlich wird dabei auch, dass wesentliche Impulse zu diesen ökumenischen Beiträgen von Paderborn und von Paderborner Priestern ausgegangen sind. Wohl werden wir uns in den nächsten Jahren stärker mit den historischen Fragen beschäftigen, in unseren Archiven lagern noch viele Materialien, die der Bearbeitung bedürfen, es muss allerdings auch klar sein, dass wir uns nicht nur mit historischen Fragen beschäftigen können. Die Ökumene verlangt lebendiges Ergreifen der Chance für gemeinsames Handeln in der Zukunft.

9. Ausblick

Unser diesjähriger Bericht ergibt keine einheitliche Perspektive. Ich möchte aber dennoch dafür plädieren, an dem Grundsatz festzuhalten, dass es für das gemeinsame Handeln immer noch genügend gute Gründe gibt, die uns dazu bringen, auf einseitige konfessionelle oder auch sogar konfessionalistische Profilierungen zu verzichten. Was wir brauchen, ist eine Stärkung der ökumenischen Grundüberzeugung, dass wir es nicht bei konfessionellen Eigenheiten und Profilbildungen belassen können, sondern dass wir gerade diese überwinden, um zu einer größer werdenden Gemeinschaft zu gelangen. Dieses uralte Ziel hat nichts von seiner Schlagkraft verloren, ja es wird immer

unausweichlicher einzusehen, dass uns der Pluralismus der modernen Gesellschaft, die Herausforderungen des Islams, die Situation unserer Kirchen in Europa immer stärker dazu bringen werden, uns und unseren gemeinsamen christlichen Wurzeln bewusst zu sein und danach auch zu handeln. Das ist und bleibt die Maßgabe für unser zukünftiges ökumenisches Handeln. Wie in den Anfangsjahren der ökumenischen Bewegung verbinden sich hier das missionarische und das ökumenische Anliegen miteinander.